



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

XX. Die Kranke.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

sie sich ihrer Schwester gegenüber befand, wagte sie es nicht, sich diesem Vorhaben zu widersetzen.

Der Commandant, welcher überzeugt war, daß es seinen zwei Töchtern angenehm sei, willigte ein, und bestimmte die Abreise für den übermorgigen Tag.

Susanne hatte noch einen Tag vor sich. Sie begab sich unter irgend einem Vorwande in ihr Zimmer und schrieb die folgenden Zeilen:

„Kommen Sie morgen Abends um neun Uhr an die Ecke des Gartens. Warten Sie bis zu meiner Ankunft.“

Ehe sie in den Salon zurückkehrte, befestigte sie das Billet wieder an das Ende des Seidenfadens. Sicher ihres Rendezvous für den folgenden Tag — denn sie war entschlossen, Alles zu wagen und nicht abzureisen, ohne Armand gesehen zu haben — faßte sie Muth gegen ihr böses Geschick, und als sie mit Bertha wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, sprach sie von der beabsichtigten Reise mit der Versicherung wahrhafter Freude und beschäftigte sich mit tausend Kleinigkeiten mit einer Freiheit des Geistes und einer Heiterkeit der Miene, die nicht er mangelt hätten, den Argwohn ihrer Schwester zu zerstreuen, wenn sie anders noch welchen gehegt haben würde.

XX.

Die Kranke.

Um wahr zu sein, werden gewisse Wahrheiten Gemeinplätze, die man nicht mehr zu wiederholen wagt.

Was hat man nicht bezüglich großer Ereignisse gesagt, die aus kleinen Ursachen entstanden sind?

Bisweilen sind die menschlichen Geschicke so wunderlichen Einflüssen unterworfen, daß man an ein Verhängniß glauben möchte. — Bisweilen beliebt es dem Zufall — diesem blinden und närrischen Gott — blinder und närrischer noch als die Liebesgöttin — die Rolle eines Windstoßes zu spielen, der

sich plötzlich an einem ruhigen Himmel entfesselt und einen verlorenen Kahn an einen Felsen schleudert und zerschmettert.

Man vernehme nun, auf welche Art sich das Verhängniß in die Existenz Susannens gemengt habe. Man sehe, welch' ein Windstoß die zerbrechliche Barke des jungen Mädchens an der Klippe zertrümmert hat.

Am folgenden Morgen wollte Bertha um die gewöhnliche Stunde ihr Bett verlassen. Es war ihr aber auf einmal, als wären ihre Glieder gelähmt und versagten ihr den Dienst. Zugleich empfand sie eine seltsame Uebelkeit. Bald durchrieselte eine Todeskälte ihre Adern, bald troff wieder ein brennender Schweiß von ihrer Stirne.

„Mein Gott!“ fragte sich Bertha mit einem Anfluge von Besorgniß, „mein Gott! was habe ich denn? was geht in mir vor?“

Und da sie auf diese Fragen selbst nicht antworten konnte, so rief sie ihrer Schwester mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme.

Susanne war spät erst eingeschlummert, und schlief deshalb noch fest. Sie erwachte aber, als sie Bertha's Stimme hörte, und richtete sich im Bette auf, wandte ihre schönen, noch kaum geöffneten Augen nach Bertha hinüber und fragte:

„Was willst Du denn?“

Bertha antwortete nicht. Eine Ohnmacht hatte sich ihrer bemächtigt und ihr Kopf sank blaß und bewusstlos auf den Polster zurück.

„Nun,“ wiederholte Susanne, „nun, was willst Du denn?“

Bertha blieb still, oder vielmehr sie antwortete nur durch ein dumpfes Seufzen.

Susanne rieb sich den Schlaf aus den Augen, und bemerkte nun die seltsame Blässe ihrer Schwester. Das machte sie unruhig, sie sprang aus ihrem Bette und kniete sich neben jenem Bertha's nieder. Sie faßte sie bei der Hand und fand sie trocken und brennend, sie hörte ihren keuchenden und abstoßenden Athemzug. Ihre Besorgniß verwandelte sich in Schrecken.

„Bertha!“ rief sie, „Bertha! meine Schwester! antworte mir, was ist Dir denn? warum diese Blässe? Bist Du leidend?“

Die Ohnmacht des jungen Mädchens erreichte ihr Ende. Sie konnte sich wieder erheben und sagte mit schwacher Stimme:

„Ja, ich bin leidend.“

„Aber was ist Dir denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hast Du Fieber?“

„Ich glaube, ja.“

„Warum hast Du mich in der Nacht nicht geweckt?“

„Ich war in der Nacht nicht leidend.“

„Also erst seit Kurzem?“

„Ja.“

„Vielleicht hat es nichts zu bedeuten.“

„Vielleicht . . . ich hoffe . . . ich glaube.“

Aber eine neue Krisis strafte wieder im Augenblicke die Worte des jungen Mädchens Lügen und vereitelte ihre und ihrer Schwester Hoffnung. Es stieg ihr das Blut heiß vom Herzen gegen die Stirn. Ihre Wangen bedeckte eine glühende Röthe. Die Adern ihrer Stirne schwellen an zum Bersten und die Augen nahmen jenen übernatürlichen Glanz an, den Fieber oder Wahnsinn allein verursachen können. Zu gleicher Zeit öffneten sich ihre Rippen halb und sie stammelte, aber peinlich und mit Anstrengung:

„O, ich bin leidend, so leidend, als ob ich sterben sollte . . . meine Schwester! mein Vater! zu Hilfe! rettet mich! . . .“

Diese Worte schienen sie zu erschöpfen. Sie sank wieder zurück und blieb unbeweglich, während die Purpurfarbe, welche ihr Stirn und Wangen bedeckte, noch dunkler wurde und der eigenthümliche Glanz ihrer starren Augen sich erhöhte. Nun kannte der Schrecken Susannen's keine Grenzen mehr. Sie zog schnell einige Kleidungsstücke an, die ersten, welche ihr unter die Hand kamen, stürzte hinaus zur Stiege und rief aus allen Kräften:

„Zu Hilfe! zu Hilfe! meine Schwester ist krank, sehr krank!“

Man erräth wohl, welche schreckliche Wirkung diese Unheil verkündenden Worte hervorgebracht haben. Der Commandant Simon und Mariolle, Cines so blaß und verwirrt wie das Andere, stürzten zu gleicher Zeit in das Zimmer des jungen Mädchens.

Bertha schien den alten Vater nicht zu gewahren. Der alte Soldat, schluchzend vor Schmerz und Schrecken, sank neben dem Bette seiner älteren Tochter auf die Knie und nahm ihre brennenden Hände in seine zitternde Hand.

„In des Himmels Namen!“ stammelte er, „was ist denn meinem Kinde zugestoßen? Gestern Abends verließ ich sie lachend und frohmüthig, und wie finde ich sie heute Morgens wieder!“

Auf diese Fragen konnte Susanne nicht antworten und antwortete auch wirklich nur mit Thränen. Der Commandant begann wieder:

„Was aber ist in dieser Nacht geschehen?“

„Nichts, mein Vater, ich habe geschlafen, auch Bertha schlief, wie ich glaube; erst diesen Morgen, ja, vor einer Weile hat sie mich gerufen, sie war ganz blaß, sie sagte mir, daß sie leidend sei und eine brennende Empfindung habe, dann sank sie wieder zurück und rief um Hilfe, da bin ich denn hinausge-eilt und habe gleichfalls um Hilfe gerufen.“

Dieser einfachen Erzählung ließ sich nichts hinzufügen. Herr Simon verstand sie. Der alte Soldat hatte auf dem Schlachtfelde den Tod gegen sich wie gegen Andere nur zu oft nahe gesehen, als daß er nicht sogleich wieder im Angesichte der Gefahr Kaltblütigkeit gewonnen hätte. Er gebot seinem Schrecken Ruhe, seiner Gemüthserschütterung Aufhören. Seine Augen blieben feucht, doch seine Stirn wurde wieder ruhig und sein Herz, das eben von einer grausamen Angst zerrissen worden, schlug nicht schneller als gewöhnlich in seiner vernarbten Brust.

Susanne und Mariolle rangen seufzend die Hände.

„Stille,“ sagte er zu ihnen, „stille! seht ihr denn nicht, wenn euch Bertha hörte, so könnte ihr ein solcher Ausdruck eures Schmerzes tödtlichen Schrecken verursachen.“

Hierauf befahl er Mariolle zum nächsten Arzte zu eilen und ihn auf der Stelle herzuführen. Das gute Mädchen stürzte eilig aus dem Hause.

Während ihrer Abwesenheit blieb der Commandant Simon unbeweglich neben dem jungfräulichen Bette stehen und blickte starr auf dieses reizende Antlitz, von welchem der Schweiß in dicken Tropfen rann.

Susanne kniete am Fuße des Bettes nieder, verhüllte ihren Kopf mit der Decke und suchte ihr Schluchzen an sich zu halten und zu ersticken; allein sie brachte es höchstens dahin, daß man es nicht hörte.

Lassen wir dem jungen Mädchen Recht widerfahren. In diesem Augenblicke war ihre ganze Liebe zu ihrer Schwester wieder erwacht und lebhafter als jemals. Sie wollte an ihrer Statt leiden und sterben. Der Gedanke an ihre thörichte Liebe zu Arm and war ihrem Herzen jetzt fern; sie dachte kaum daran, sich zu sagen, daß die plötzliche Erkrankung Bertha's ihr Rendezvous des Abends erleichtern und die Reise auf das Land, von der sie sich bedroht sah, auf das Unbestimmte hinausschieben würde.

Endlich kam der Arzt an. Er hielt mit der Kranken eine lange Untersuchung und suchte durch Fragen die Grundursache dieses plötzlichen Uebels zu erforschen. Er fragte Bertha, ob sie neuerlich einen heftigen Verdruß gehabt? ob sie eine sehr lebhaft Besorgniß empfunden? ob sie sich einer ungewohnten Gemüthsbewegung hingegeben?

Susanne neigte den Kopf und schwieg. Der Commandant antwortete, es habe kein Verdruß, keine Besorgniß, keine Gemüthsbewegung die Seele und Ruhe seiner Tochter getrübt.

„Ihr Leben von gestern,“ fuhr er fort, „war so wie alle Tage . . . ein Leben, welches ich Bertha wie Susanne so leicht und angenehm wie möglich zu machen suche und wobei sich die Kinder glücklich fühlen.“

Auf Grundlage dieser Versicherungen sah sich der Arzt genöthigt, den Anfall einer Krankheit, deren Ursache ihm unbekannt war, einer ganz natürlichen Krisis zuzuschreiben.

„Es ist ein heftiges, nervöses Fieber,“ sagte er; „vielleicht stellt sich den Tag über Delirium ein, aber bis jetzt hat es nicht Gefahr.“

„Wird sie also eintreten?“ fragte der Commandant mit bewegter, zitternder Stimme.

„Ich hoffe: nein! . . . ich glaube sogar dafür stehen zu können, vorausgesetzt, daß die Kranke durch nichts gestört und beunruhigt werde. Eine absolute Ruhe des Körpers und Geistes ist in diesem Falle das erste und beste aller Heilmittel.“

Hierauf schrieb er ein Recept und ging fort mit dem Bedenken, daß er morgen Früh wiederkommen würde, und mit der Bitte, daß man ihn heute Abends noch holen lassen möge, wenn sich ein neues, unerwartetes Symptom einstellen sollte.

XXI.

Die Kranke.

(Fortsetzung.)

So wie es der Arzt vorausgesehen hatte, stellte sich das Delirium gegen Mittag des Tages ein. Nur war dieses Delirium sanft und ruhig, wenn wir anders so sprechen dürfen.

Bertha schien laut zu träumen. Sie sprach langsam und in bittendem Tone abgerissene Sätze, worin wohl Susanne einen Sinn fand, die aber für den Commandanten unverständlich waren.

In diesen Sätzen kam der Name ihrer Schwester ohne Unterlaß vor, wie die Worte:

„Du hast mir versprochen . . . hast mir zugesagt . . .“

Susanne fühlte sich im innersten Herzen bewegt. Der alte Soldat hörte schweigend zu und weinte, obwohl er etwas beruhigt war durch die Zusicherung des Arztes, daß noch keine Gefahr vorhanden sei und diese auch zweifelsohne nicht eintreten würde. Gegen vier Uhr hörte das Delirium gänzlich auf. Bald darauf schien auch das Fieber zu weichen, das Antlitz verlor